

für die

Literatur des Auslandes.

N^o 8.

Berlin, Dienstag den 18. Januar

1848.

Handel und Schifffahrt zur Zeit des Continental-Systems.

Von einem alten Kaufmann.

In unseren Tagen, wo nach und nach die meisten Schranken fallen, die sonst ein Volk von dem anderen trennten, wird es vielleicht nicht ganz ohne Interesse seyn, einige Reminiscenzen aus einer Zeit zu erhalten, in der alle Verbindungen und namentlich solche, die sich auf Handel und Industrie bezogen, auf eine unerhörte Weise erschwert waren. Die jüngere Generation, für welche die Herrschaft Napoleon's mit einer Art von poetischer Glorie umgeben erscheint, betrachtet dieselbe natürlich mit ganz anderen Augen, als seine Zeitgenossen, denen ihre sehr prosaische Seite nur allzu gut bekannt war, und mit deren sich allmählig löschenden Reihen auch die letzten Erinnerungen an die Drangsale jener Zeit verschwinden werden.

I. (1806.)

Die Schlacht von Jena und Auerstädt war geschlagen, Blücher hatte sich nach Lübeck zurückgezogen, wo er, von drei französischen Marschällen eingeschlossen, nach Erstürmung der nur schwach besetzten Stadt kapituliren mußte, und auch Hamburg, bis dahin so friedlich und ruhig, die Kriegesstürme nur in der Ferne hörend, sollte nun feindliche Truppen, wenn auch für jetzt noch in geringer Anzahl, vor seinen Mauern sehn. Eines schönen Morgens, im November 1806, kam nämlich ein Detachement französischer Chasseurs à cheval, unter dem Escadronschef Ameil, von Lübeck mit einem Transport preussischer Gefangenen an und überschritt mit diesen die Gränzlinie des Hamburger Gebiets, ohne Rücksicht auf die Gränzpfähle, die es als das Territoire neutre d'Hambourg bezeichneten.

Das Detachement mit den Gefangenen lagerte sich auf einer Wiese in der Vorstadt Hamm, während der Senat der freien Stadt bei dem Gesandten Bourienne wegen Verletzung des Hamburger Gebiets Klage führte. Dieser fuhr zu dem Commandeur hinaus, um ihn zum Wetzziehen über die Elbe zu bewegen, was jedoch erst am folgenden Tage geschah. — Währenddessen wurden von der Stadt Wagen voll Lebensmittel für die Gefangenen hinausgebracht, die sich auf 400 Mann belaufen mochten und aus Soldaten von allen Regimentern und Waffen bestanden, die den traurigsten Anblick darboten. Die Bevölkerung Hamburgs strömte nach dem nahen Hamm, um dieses für sie noch neue Schauspiel in Augenschein zu nehmen. Auch Schreiber dieses, damals noch ein junger Mann, folgte von Neugierde getrieben dem hinausziehenden Haufen der Schaulustigen, der um so zahlreicher, als es gerade Sonn- oder Festtag war. Am Schlage, dem sogenannten Hammerbaum, den man herabgelassen hatte und wo die innere Vorstadt St. Georg anfängt, hielten mehrere preussische Offiziere, auf kleinen Bauerpferden reitend, die sie wahrscheinlich auf dem Wege von Lübeck gemietet hatten. Sie waren von den Franzosen auf ihr Ehrenwort freigelassen worden und begehrten nun Einlaß in die Stadt, der ihnen auch, nach geschener Anfrage des die Wache kommandirenden Offiziers beim Chef der Stadt-Garnison, bewilligt ward. Trotz mancher früheren Mißstimmungen erregte das Unglück der Preußen in Hamburg allgemeine Sympathie, da man ihren Ruin als den Vorläufer des eigenen betrachtete. Diese Episode war auch wirklich der Anfang der Trübsale, welche in der Folge auf der geängstigten Stadt lasteten, deren Handel bereits mehrere Jahre lang durch die englische Blokade der Elbe, die französische Besetzung des Amts Rißbüttel und die Occupation des damaligen Churfürstenthums Hannover unbeschreiblich gelitten hatte. Denn einige Wochen später rückte das Mortiersche Corps in Hamburg ein, und nun begann das französische Werk der Militär-Regierung, während die Continental-Sperre in volle Kraft trat. Zwar blieb die Autorität des Senats noch geltend, aber nur dem Scheine nach; der Wille des französischen Gouverneurs war Gesetz. Am folgenden Tage schon erschien eine Bekanntmachung, daß jeder Bürger eine Liste von allen englischen Manufaktur-Waaren und Kolonial-Produkten, die ihm selbst oder einem britischen Unterthanen gehörten, auf dem Bureau des Marschalls einzureichen habe. Bei Verheimlichung oder ungenauer Angabe wurden zugleich die schwersten Strafen angedroht, wenn bei einer in Aussicht gestellten Haussuchung sich die Unrichtigkeit der Declaration ergeben sollte.

Dieser strengen Maßregel folgte eine andere: man arreirte alle angefahrenen, in Hamburg sich befindenden Engländer, die zu der sogenannten English factory, einer Gesellschaft von britischen Kaufleuten, gehörten. Diese factory bestand nach Verträgen mit England schon seit mehreren Jahrhunderten in Hamburg (wie eine ähnliche noch jetzt in St. Petersburg besteht); die Mitglieder hatten das Privilegium, Großhandel jeder Art zu treiben, ohne daß

sie genöthigt waren, sich das Bürgerrecht zu erwerben, und sie wählten ihren Vorkseher oder den Court Master aus ihrer Mitte, der sie bei Verhandlungen mit den Behörden vertreten mußte. — Nachdem man diese Mitglieder der factory verhaftet hatte, wurden sie in einem Saal eingesperrt, wo man sie den ganzen Tag bewachte, und es ging die Rede, daß sie sämmtlich als Gefangene nach Frankreich abgeführt werden sollten. Indeß verwandte sich der Senat eifrig für sie bei dem französischen Gouverneur, und Herr v. Bourienne bewirkte, daß gegen eine schwere Contribution von mehreren Millionen Mark, die zugleich mit für die englischen Waaren von der Stadt entrichtet wurde, die obige Drohung unausgeführt blieb und die Gefangenen ihre Freiheit erhielten.

Während der Unterhandlungen und ehe noch alle Thore und Hafens-Ausgänge von den französischen Truppen besetzt waren, flüchtete man einen großen Theil der Waare zu Lande und auf der Elbe nach Altona, indem das dänische Territorium von den Franzosen respektirt wurde; wahrscheinlich wollte Napoleon auch Dänemark, das zur Zeit sein treuer Alliirter war, nicht feindlich behandeln. Das Geschäft der Hamburger wurde zur Zeit größtentheils in Altona betrieben und der Continental-Sperre durch Versendungen von dort sowohl als von Hamburg entgegen gearbeitet. Es konnten noch alle Waaren mit Certificats d'origine, die man gegen hohe Gebühren vom französischen Consul La Chevardiere bekam, ohne Schwierigkeit verhandelt werden. — Dieser und auch selbst Bourienne kümmerten sich wenig darum, ob die Ursprungs-Angaben der Waaren richtig wären, wenn sie nur ihre Gebühren für die Certificate einstreichen konnten. Beide füllten sich auf diese Weise ganz artig die Taschen, und es verlautete einige Jahre später, daß La Chevardiere Befehl vom Kaiser erhalten habe, sich nach Paris zu begeben, wo Napoleon ihm einen großen Theil seiner Beute wieder abgenommen haben soll, indem er ihm mit Gefängniß und anderen Strafen drohte.

Im Laufe des Spätherbstes traf dann auch eine Abtheilung französischer Douaniers in Hamburg ein. Diese sind bekanntlich ganz militairisch organisiert, und das gedachte Corps, welches aus mehreren Offizieren und einigen 100 Gemeinen, Préposés des douanes, bestand, wurde von einem gewissen Capitain M... r, Verwandten eines in Berlin sehr wohl bekannten jüdischen Handlungshauses, befehligt. Diese Douaniers stellten nun an allen Thoren und um Bäumen des Hafens Posten auf, legten auch später ein Wachtschiff auf die Elbe zwischen Hamburg und Altona, um alle auf- und abgehenden Fahrzeuge anzuhalten und zu untersuchen, ob solche geschmuggelte Waaren am Bord hätten. Dessenungeachtet wurden letztere fortwährend nach Hamburg eingeschmuggelt. Man suchte die verschiedensten Mittel auf, um die Douaniers zu hintergehen. So packte man in Altona z. B. englische Kattun-Fabrikate in Kutschen und schloß sich damit den Wagen an, die von den Begräbnisplätzen, die in Hamburg außerhalb des Thores liegen, nach der Stadt zurückkehrten, und in deren Gefolge man unangefochten durchkam. Später wurden wohl dergleichen Manöver verrathen, und die Douaniers visitirten von nun an alle Equipagen, die in die Stadt einfuhren.

Einige Zeit darauf fiel in der Nähe ein Intermezzo vor, das für die Zollbeamten zwar ernsthaft war, aber im Publikum allgemeine Heiterkeit erregte. Die Douaniers hatten mit mehreren französischen Matrosen zusammen ein altes, früher hannoversches Wachtschiff, das bei Stade auf der Elbe lag, ebenfalls besetzt, um auch weiter unten Alles, was von Kurhaven heraukam, zu überwachen. — Dieses hatte Lord James Stuart, Capitain der englischen Fregatte „Aimable“, die unterhalb Kurhaven vor Anker lag, in Erfahrung gebracht —, er sandte in einer dunkeln Nacht einige bewaffnete Bote die Elbe hinauf, welche sich in aller Stille mit verhüllten Rudern dem Wachtschiffe näherten, und ehe die Wache sie anrufen konnte, wenn gar eine auf dem Berdeck war, sprangen die bewaffneten Engländer schon an Bord, schlossen die Schiffscluken, kappten das Ankertau und bugsirten dann das Schiff die Elbe hinunter. Was von Franzosen zufällig auf dem Berdeck war, sprang ins Wasser, welches gerade nicht tief war, da das Fahrzeug unweit des Ufers lag; die aber unten waren, mußten sich als Gefangene ergeben. Rügen mochten die Engländer von ihrer Preife nicht viel haben — das alte Schiff war wenig werth; es war aber für Offiziere und Mannschaft „a bit of fun“, und in Hamburg freute man sich, daß die verhafteten Zollbeamten eine Lection bekommen hatten. Uebrigens war die blokirende Fregatte hauptsächlich damit beschäftigt, auf alle Bewegungen unter den französischen Truppen zu achten, welche im Amt Rißbüttel einquartiert und auf den Elbdeichen zwischen letzterem Städtchen und Kurhaven zur Bewachung des Stroms postirt waren, und sobald man von der Fregatte aus feindliche Soldaten auf den Deichen erblickte, schickte man ihnen gewöhnlich einige Kanonenkugeln zu. Die Fran-

zosen, die kein Mittel hatten, diese Artigkeit zu erwidern, und denen es wenig Spaß machte, den Engländern als Zielscheibe zu dienen, eilten dann schnell vom Deiche hinunter, um am Fuße desselben gegen die Kugeln Schutz zu suchen. Die Bewohner des Uferlandes, welche uns diese Umstände mittheilten, lebten unterdessen mit der Fregatte im besten Einverständnis; die frischen Lebensmittel, welche sie ihr des Nachts zuführten, wurden gut und pünktlich bezahlt, zwischen den Schönen dieser Gegend, den Offizieren und der Mannschaft wurde mancher Liebeshandel angesponnen, und sogar Heiraten sollen in Folge derselben stattgefunden haben.

Welche Schwierigkeiten es damals verursachte, Waarensendungen von der Seeküste nach dem Innern Deutschlands zu bewerkstelligen, wird man aus der Beschreibung einer Expedition schließen können, bei der ich selbst thätig war. Es galt, eine Ladung von englischem Twist von Altona aus durch die französischen Posten zu schaffen, welche sämmtliche nach dem Innern führende Landstraßen besetzt hatten und in Städten und Dörfern einquartiert waren. Man fürchtete und erzählte sich sogar Beispiele, daß die Ursprungs-Certifikate des französischen Konsuls und Gesandten nicht mehr respektirt würden; es mußte jedoch gewagt werden. Die Hamburger Douanen ließen die Böte, welche die Certifikate für ihre Ladung hatten, die Elbe aufwärts passieren; der späten Jahreszeit wegen konnten diese aber nicht höher als nach einem Flecken, Namens Winken, hinauffahren, wo gewandte Fuhrleute, die alle Straßen genau kannten, die Ballen aufluden. Meine Aufgabe war, den Zug von dort auf solche Weise zu leiten, daß alles Zusammentreffen mit den Franzosen möglichst vermieden wurde, und im Fall wir dennoch an einen feindlichen Posten geriethen, uns mit Hilfe meiner Sprachkenntnis oder der noch viel überzeugenderen Beredsamkeit einer Handvoll Louisd'or aus ihren Klauen zu retten. Ich machte daher die Reise zu Pferde und ritt immer voraus, um, sobald ich Gefahr entdeckte zu haben glaubte, die Wagen von der Landstraße abfahren und einen anderen Weg nehmen zu lassen. Wenn in der Ferne Waffen blitzten, so hielt der ganze Zug still; kamen sie näher, so bog er in den ersten besten Feldweg ein, wie unfahrbar dieser auch zu einer Zeit seyn mochte, wo selbst die Hauptstraßen sich in einem Zustande befanden, von dem unsere jetzige an Eisenbahnen und Chaussees gewöhnte Generation kaum eine Ahnung hat. Es traf sich indessen, daß die französischen Truppen-Kommandos meistens der großen Armee nach Polen gefolgt waren und die Garnisonen, wo es solche gab, aus den Truppen des Rheinbundes bestanden. Dies war auch der Fall in Magdeburg, das zwar einen französischen Kommandanten u. s. w., aber eine Besatzung von Württembergern und anderen deutschen Truppen hatte, die Napoleon vermuthlich als weniger zuverlässig zu diesem Dienst verwandte, während seine eigenen Krieger, nach Vernichtung der preussischen Armee, gegen die Russen vorrückten. Meinen Fuhrleuten, die ich vor dem Thore Magdeburgs in einiger Entfernung von der Stadt traf, gab ich auf, um die Stadt herum zu fahren, da es zu gewagt schien, sie geradesweges durchziehen zu lassen; auf der Straße nach Halle schloß ich mich ihnen von neuem an und geleitete sie bis in die Nähe dieses Ortes, woher wir zu unserer Freude die Nachricht erhalten hatten, daß hier kein Aufenthalt zu befürchten sey. Im Königreich Sachsen waren zu jener Zeit die Straßen völlig frei von französischen Truppen-Corps, und unsere bisherigen Vorsichtsmaßregeln wurden daher jetzt unnötig; die Frachtwagen setzten daher ihren Weg allein fort und erreichten wohlbehalten ihren Bestimmungsort.

Unter solchen Bedrängnissen und trüben Ausichten für die Freiheit des Handels, so wie unter fortwährender Bedrückung von Seiten der französischen Behörden, schloß das Jahr 1806.

II. (1807.)

Im Jahre 1807 waren die deutschen Küsten der Nordsee von einer französischen Douanen-Linie genau bewacht, die sich jedoch nur bis an die holländische Gränze erstreckte. Holland selbst hatte noch einen Schatten von Selbstständigkeit unter seinem neuen König Ludwig Napoleon; die dortige Küste war daher nur von holländischen Zollwächtern besetzt, denen wenig daran lag, das napoleonische System der gänzlichen Ausschließung Englands vom Kontinent erzwingen zu helfen, und die den Handel vielleicht eher begünstigten, wenn er ihnen nur selbst einige Accidenzien abwarf. In Rotterdam war es daher noch möglich, nach England einzuschiffen, und obgleich es unter dem Vorwande der Klärung nach einem neutralen Hafen geschah, so wußte doch Jeder, daß die hierzu gebrauchten Fahrzeuge mit ihren meistens aus Butter und Käse bestehenden Ladungen nach England bestimmt waren. — Diese waren damals die einzigen Passagierschiffe, und da das Geschäft in Hamburg auf Null gesunken war und ich eine Reise nach England zu machen hatte, die deutschen Küsten aber, wie erwähnt, vollkommen abgesperrt waren, so beschloß ich, über Rotterdam zu gehen. Es war jedoch nötig, daß man die Pässe, welche nach dänischen Häfen lauteten, vom Minister des Auswärtigen unterzeichnen ließ, um beim holländischen Wachtschiffe, welches auf der Maas einige Meilen unterhalb Rotterdam lag, vorgezeigt zu werden. Hierzu gab es aber in Rotterdam Agenten, die alles Erforderliche im Haag besorgten, ohne daß die Passagiere sich selbst zu zeigen brauchten, diese hatten vielmehr nur einige Louisd'or für die Unterschrift einzusenden.

Auf zwei kleinen Kutters, die zugleich nach England abgingen, schiffte sich eine Reisegesellschaft von ungefähr 30 Passagieren ein, wovon jeder 6 Louisd'or für die Ueberfahrt zahlte. Sie fuhren unter Papenburger oder Kniphäuser Flagge (fast die einzigen noch neutralen oder wenigstens von England als solche behandelten) und hatten nach Norwegen ausklartirt. Die Capitaine mußten ihre Papiere und die der Reisenden am Wachtschiffe vorzeigen, und man ließ uns dann ohne fernere Schwierigkeit passieren. — Der Kutter, auf dem ich mich befand, war vor dem Ausbruch des Krieges ein englisches

Paketboot gewesen, das zwischen Harwich und Helvoetsluis fuhr, und lag zufällig beim Beginn der Feindseligkeiten in letzterem Hafen, wo er angehalten und für eine gute Prise erklärt ward; seitdem hatte er vier Jahre in Rotterdam gelegen, ohne daß man sich damit in See wagte, aus Furcht, daß ihn die Engländer wieder nehmen würden. Erst jetzt, nachdem man ihn unter Papenburger Flagge gebracht, sollte er eine Probereise antreten; er hatte von den Holländern den Namen „Telemachus“ erhalten, und wahrscheinlich sollte sein Gefährte den Mentor vorstellen. — In kurzer Entfernung von der holländischen Küste trafen wir schon auf einen englischen Kreuzer, der bald Jagd auf uns machte; nachdem wir unsere Flagge aufgezo-gen, kam ein Offizier an Bord und fragte nach der Bestimmung der beiden Schiffe. Er erhielt den Bescheid, daß wir nach London bestimmt seyen und die Papiere nur simulirt wären, mit welcher Antwort er nach seiner Fregatte zurückfuhr; indessen befiel uns diese fortwährend im Gesicht, um sich zu überzeugen, daß wir wirklich der englischen Küste zusteuerten. Uebrigens hatten die holländischen Fahrzeuge auch eine englische Licenz, die sie aber bisher versteckt halten mußten, damit die französischen und holländischen Zollbeamten sie nicht fanden, was ohne Weiteres die Confiscation der Fahrzeuge nach sich gezogen hätte. — Der Wind war unterdessen zu ungünstig geworden, um nach London gelangen zu können, weshalb die Capitaine von uns Passagieren bewogen wurden, in Harwich einzulaufen, und wir landeten dort ohne fernere Abenteuer, vergnügt, den französischen und holländischen Douanen entgangen zu seyn und ein Land zu betreten, wohin sich die auf ganz Europa lastende Willkürherrschaft nicht erstreckte. — Die Verbindung mit dem Kontinent war bereits so sehr erschwert, daß die Ankunft so vieler Passagiere als eine Seltenheit betrachtet wurde; man bestürmte uns mit Fragen über die Zustände des Kontinents, die von den Reisenden mit den schwärzesten Farben gemalt wurden, und die Bewohner Harwichs wünschten sich Glück, im freien England zu leben, wo sie den Bedrückungen einer fremden Militairherrschaft nicht ausgesetzt waren.

Nachdem ich mich einige Monate in London aufgehalten, fand unser Haus es wieder nötig, wegen mehrerer vorbereiteten Waaren-Expeditionen einen Bevollmächtigten nach Hamburg zu schicken. Der Briefwechsel war nämlich so erschwert, daß man nicht auf den Empfang eines Schreibens rechnen konnte, indem die französischen Behörden den englischen Briefen nachspürten, und wenn sie einen auffingen, dessen Inhalt ihnen eine Geschäftsverbindung offenbarte, so konnte dieses für den Empfänger die größte Gefahr herbeiführen. Man pflegte zwar die Briefe nicht nur mit falschen Unterschriften, sondern auch simulirten Adressen zu versehen, um die wahren Adressaten vor polizeilicher Untersuchung zu sichern; aber hierbei lief man wieder Gefahr, daß sie in unrichtige Hände kamen oder auf der Post verbrannt wurden, wenn die angegebene Person nicht zu finden war. Aus diesen Ursachen mußte bei eingeleiteten wichtigen Geschäften eine mit den Verhältnissen und dem Plane der Unternehmung genau bekannte Person abgeschickt werden, um die Vorkehrungen zu treffen die gewöhnlich schriftlich verhandelt werden. — Die Ankunft von Reisenden aus England in Holland und an der deutschen Küste war seit meinem Abgang noch strenger überwacht, und die Schiffer, welche Passagiere mit sich führten, wurden arretirt und mußten lange im Gefängnis schmachten; sie weigerten sich daher jetzt, Reisende an Bord zu nehmen. Um ungefährdet nach Deutschland zu kommen, blieb nur noch der Weg über Schweden offen, wohin ein englisches Post-Paketboot mit dem Brief-Felleisen zweimal wöchentlich von Harwich nach Gothenburg abging. Dänemark, obgleich im Kriege mit England, blieb doch bis zu Anfang des Jahres 1808 auf freundschaftlichem Fuß mit Schweden, weshalb die Reisenden ohne Hinderniß von Gothenburg nach der dänischen Küste gelangen konnten. Ich schiffte mich also im November 1807 nach Gothenburg ein; dort angekommen aber, reiste ich unverzüglich nach Kopenhagen, wo ich, als von Schweden kommend, ohne Schwierigkeit einen Paß nach Hamburg erhielt. — In Kopenhagen wurden wir gewarnt, keine englischen Briefe oder Schriften, die eine Verbindung mit England verrathen könnten, bei uns zu führen, oder sie wenigstens so zu verbergen, daß sie den dänischen Beamten nicht zu Gesicht kämen, welche die Reisenden beim Ausgang aus dem dänischen Gebiete visitirten. Aus Unachtsamkeit hatte ich jedoch Mehreres von meinen Papieren in der Brieftasche behalten und sah mich daher in nicht geringe Verlegenheit gesetzt, als an der Gränze Holsteins auf dem letzten Zollhause Langensfelde der Beamte den Reisenden ihre Brieftaschen abforderte, um sie zu untersuchen. Zum Glück waren unser drei zusammen, und während er mit den anderen beschäftigt war, fand ich Mittel, die englischen Papiere zu verbergen und ihm nachher nur unverdächtige Briefschaften und Dokumente vorzuzeigen.

In Hamburg angekommen, fanden wir nichts als Trauer und Muthlosigkeit; unter dem Joche einer französischen Besatzung, von den Argus-Augen der Polizeispione und Douanen bewacht, war der Handel in völlige Stodung gerathen und die einst so geschäftige und lebenslustige Stadt kaum mehr zu erkennen. (Schluß folgt.)

Nord-Amerika.

Die gegenwärtige Stellung der eingeborenen Indianer im Staate New-York.

(Schluß.)

Besonders gewähren die Wanderungen der Stämme in der westlichen Hemisphäre ein großes Interesse, weil die Spuren derselben überall erkennbar

sind und nicht verfolgt werden können. Die Ueberreste im Norden Central-Amerika's sind meist Wälle und Gegenstände einer rohen Skulptur, weiter südlich findet man schon reflektorische Reste von feinerer und geschmackvollerer Bildung. Es kam hier auf die Beantwortung der Frage an, ob alle diese Antiquitäten Werke der Eingeborenen seyn können, wie wir sie kennen, oder gehören sie einer höher kultivirten Zeit ihrer Existenz an. Besonders schwierig war die Beantwortung in Rücksicht auf die in den südlicheren Gegenden Central-Amerika's vorgefundenen Alterthümer. Man hat hier alte verfallene Bauwerke angetroffen, bei denen es sehr zweifelhaft seyn konnte, ob die Kunst der Eingeborenen zur Ausführung solcher Arbeiten ausgereicht haben konnte. Diese Zweifel sind nunmehr größtentheils gelöst. Die Bauwerke sind kolossal und massenhaft, aber roh, die Skulptur daran immer noch geschmacklos und plump genug, um nicht zu der Annahme zu nöthigen, daß sie von anderen Händen als von denen der Eingeborenen aufgeführt seyen. Die Guatimal- und Yuktan-Bauwerke sollen die von Mexiko noch übertreffen, was jedoch die Sache um nichts ändert. Dieselbe Kunst kann mit anderem Material, oder durch besondere Umstände begünstigt, mehr erreichen in dem einen Fall als in dem anderen. So macht z. B. die Untersuchung über die Art und Weise, wie die Indianer die Steinbeile oder Hämmer verfertigten, welche aus Porphyr bestehen, und die man selbst im hohen Norden gefunden hat, mehr Schwierigkeit, als die Erklärung der gesammten Architektur in Central-Amerika. Diese Stücke grünen Porphyr sind von der härtesten Masse und ungleich schwerer zu bearbeiten als Granit. Eine genügende Lösung des Räthfels, wie sie dies bewirkten, ist bisher noch nicht gefunden und wird auch vielleicht nie gefunden werden.

Der Berichterstatter hat sich ferner große Mühe gegeben, die Verbindungsglieder zwischen den Sprachen der verschiedenen Indianerstämme aufzufinden und darzustellen. Zu diesem Zwecke hat er seine Aufmerksamkeit besonders auf die Wälle gerichtet, deren man überall, besonders im unteren Westen, in großer Menge antrifft. Zu welchem Zwecke sie aufgeführt wurden, ist unbekannt und auch wenig von Bedeutung. Wichtiger ist die große Verschiedenheit, die zwischen ihnen herrscht, so daß jede Vermittelung unmöglich scheint. Auch in der Geschichte finden wir für diese merkwürdigen Ueberbleibsel keine genügende Erklärung, obschon die Hoffnung, durch andere Mittel tiefer in sie einzudringen, nicht aufgegeben werden darf. Jedenfalls scheinen sie einer sorgfamen Aufbewahrung und Beschreibung wohl werth. Die Zeit der Errichtung der Bauwerke, deren Ruinen sich durch Central-Amerika zerstreut finden, bildet den nächsten Gegenstand der Untersuchung. In tropischen Himmelsstrichen wurde auf eigentliche Wohnungen zum Schutz gegen Wetter und wilde Thiere wenig Sorge verwandt, daher auch in Aegypten, in dem Lande der Pyramiden, außerdem wenig oder schlecht gebaut, so daß die Arbeit fast des ganzen Volkes auf diese von einem despotischen Regenten unternommenen Riesenarbeiten sich konzentrierte; eine Betrachtungsweise, die das Erstaunen, welches der Anblick dieser Wunderwerke erregt, sehr vermindert. Auch die Regierungsformen von Central-Amerika scheinen rein despotischer Natur gewesen zu seyn. Hierzu kam, daß das Klima mild war, so daß fast die ganze Arbeit des Volkes auch hier wahrscheinlicher Weise auf die Errichtung solcher kolossalen öffentlichen Gebäude beschränkt war. Die Grabhügel des Nordens sind im Verhältnis zu den meisten Trümmern des Südens niedrig zu nennen. Könnte man sich Rechenschaft von den Werkzeugen geben, womit diese Werke aufgeführt seyn mochten, so würde die Schwierigkeit, sie zu erklären, sehr gering seyn. Aber von dergleichen Werkzeugen findet sich in den nördlichen Gegenden keine Spur, wobei noch zu berücksichtigen ist, daß in diesen Gegenden keine eigentlich staatliche Organisation geherrscht zu haben scheint, welche die Masse zur Arbeit hätte bewegen und die letztere leisten können. Welche Verfassungsform dort geherrscht habe, wenn überhaupt von einer solchen die Rede seyn kann, wissen wir zwar nicht genau, aber so weit begründete Konjekturen reichen, ist doch anzunehmen, daß es wenigstens keinen Despotismus gab. Die nördlichen Indianer scheinen im eigentlichen Sinne des Wortes nie gearbeitet zu haben, weder für sich, noch für die, die über sie herrschten. Sie scheinen die Handarbeit verachtet und sich des Grabens geschämt zu haben. Daher rufen die Alterthümer im Norden, obgleich in ihrem Charakter verhältnißmäßig klein, bei jedem Schritte Schwierigkeiten hervor, welche nur durch so geduldige und talentreiche Untersuchungen, wie sie Herr Schoolkraft angestellt hat, überwunden werden können.

Wir haben früher von Proben intellektueller Fähigkeit der Indianer gesprochen, die der Berichterstatter mittheilt, und wollen nunmehr aus dem Buche desselben etwas davon mittheilen. Es ist eine Tradition der Seneka's. Die Indianer sind von Anfang an ohne Zweifel ein sogenanntes wildes Volk gewesen; wir erwähnen dies, damit man in ihren Traditionen keinen anderen Charakter suche. Gerade die Einbildungskraft aber ist eine Geistesfähigkeit, die sich in der Kindheit des Menschen, wie der Völker, am schnellsten und frühesten entwickelt; sie ist um so größer, je roher, d. h. uncivilisirter die Welt ist, und nimmt in demselben Verhältnis ab, als das Volk an Civilisation und Bildung gewinnt. Es ist mit der Phantasie der Wilden wie mit ihrer üppigen und großartigen Vegetation, die im Schatten der Wälder eine riesige Fruchtbarkeit und Größe zeigt. Sobald aber die Kultur den Strahlen der Sonne den Eingang durch das dicke Laubdach geöffnet, kehrt Alles zu seiner natürlichen Größe, in sein wahres Verhältnis zurück. In ähnlicher Art sind die Traditionen überfüllt von wuchernden Schlingengewächsen einer ausschweifenden und nicht selten ins Mastlose sich verlierenden Phantasie und daher häufig dunkel und verworren. Aber eben in dieser Ueberwucherung ihres eigentlichen Gehalts liegt die Gewähr für ihr hohes Alter. Es ist daher nicht möglich, daß wir sie überall verstehen, indessen glauben wir andererseits nicht, daß man die Pöpfung auf ein solches Verständnis ganz aufgeben müsse. Was aber klar

aus ihnen hervorgeht, ist, daß sich alle an bestimmte Ereignisse, theils physikalischer, theils moralischer Natur, anlehnen, und hierin liegt die eigentliche Schwierigkeit sie zu entziffern, weil jene alten Beziehungen vergessen sind, die ihnen zu ihrer Zeit Frische, Schönheit, Kraft und Charakter gaben. Dennoch verdienen sie, als die letzten Reste der Indianer, in aller ihrer natürlichen Einfachheit, Verwümmelung und Gestaltlosigkeit sorgfältig aufbewahrt zu werden. Der Berichterstatter hat denselben einige Proben altindianischer Figuren beigegeben mit der Absicht, daß diese Holzschnitte ein genaues Abbild von der Mangelhaftigkeit, Roheit und Geschmacklosigkeit indianischer Kunst überhaupt geben sollen.

Die Tradition, welche wir aus dem oft erwähnten Bericht mittheilen, gehört dem Stamme der Seneka's an:

„Der Name, den sie sich selbst gaben, lautet Rundwaga oder Hügelvolk, ein Name, der uns sogleich zur Betrachtung der Erzählung ihres eigenen Ursprungs führt. Verschiedene Relationen der Erzählung, welche in Einzelheiten abweichen, stimmen in der Hauptsache überein, nämlich, daß sie auf einem wohlbekannten Hügel jenseits des Canandaigua-Sees entstanden und lebten. Hier gerietten sie aber bald in die Gefahr, völlig vernichtet zu werden, und zwar durch eine ungeheure Schlange, welche mit offenem Rachen auf dem Wege lag. Das nun folgende ist aus einer einheimischen Quelle genommen.

„Während der Stamm am Hügel wohnte, lebte nebedabei ein Weib mit ihrem Sohne. Dieser Knabe fing eines Tages in dem Walde eine kleine zweiköpfige Schlange mit Namen Kaiflowanea, die er nach Hause trug, um mit ihr zu spielen. Er setzte sie deshalb in eine Büchse und nährte sie mit dem Fleische von Vögeln und anderen Federeien. Mit der Zeit aber wurde sie so groß, daß sie die Jäger mit Wild füttern mußten. Als auch dies endlich ausging, begab sie sich nach einem benachbarten Hügel und schlug dort ihren Wohnplatz auf. Zuweilen ging sie auch nach dem See, um sich darin zu bespiegeln; dabei wurde sie allmählig so boshaft, daß der ganze Stamm sich vor ihr fürchtete und sich darüber eines Abends beriet, was zu thun sey, daß er mit der Schlange nicht in Fader käme. Es wird also der Beschluß gefaßt, den Hügel zu verlassen und fortzuziehen. Aber als sie nun am nächsten Morgen ausziehen wollten, hatte die Schlange den Hügel umzingelt und lag, mit dem breiten Rachen den Ausgang bewachend, breit über dem Wege. Einige, die dennoch herauszugehen versuchten, flohen schnell zurück, andere strengten sich vergeblich an, über ihren Körper fortzuklettern. Endlich durch Hunger zur Verzweiflung getrieben, machten sie den letzten Versuch zu fliehen und rannten sämmtlich in den aufgesperrten Doppeltachen hinein. Alle wurden verschlungen bis auf einen Krieger und seine Schwester, die zurückgeblieben waren, aber nun auch vergeblich um Hülfe warteten. Zuletzt hatte er einen Traum, der ihm eingab, einen Pfeil mit dem Haare seiner Schwester zu beflügeln: der Zauber werde den Feind verderben. Am nächsten Morgen schoss er diesen Pfeil in das Herz der Schlange. Diese wälzte sich plötzlich und rollte kraftlos den Hügel hinab, indem sie Bäume zerbrach und schreckliche Töne ausstieß, in den See. Hier löschte sie ihren Durst und versuchte durch Wasser seine Schwäche zu mindern, in Wuth das Wasser mit dem Schwanz peitschend, bis sie zuletzt, das ganze Volk, das sie verschlungen, von sich gebend, verendete und in die Tiefe hinabsank.“

Diese Erzählung mit aller den Indianern gewöhnlichen rohen Uebertreibung ist unzweifelhaft echt. Der Berichterstatter versucht eine Erklärung derselben, wonach sie mit einem wichtigen Ereigniß in der Urgeschichte der Seneka's in Verbindung steht. Die Indianerfamilien werden, wie Herr Schoolkraft in seinen verschiedenen Werken ausführlich bewiesen hat, oft durch Totems bezeichnet, d. h. durch Namen von gewissen Thieren, besonders Bierfüßlern, Vögeln und Schlangen. Die Schlange mag in diesem Falle einen Häuptling bezeichnen, welcher als Knabe in den Schooß eines fremden Stammes aufgenommen wurde und, größer geworden, der Schlange gleich, die Wohlthaten mit Undankbarkeit erwiederte und so den Stamm an den Rand des Verderbens brachte. Die Stufen des Fortschritts von heimlicher Feindseligkeit zu offener Feindschaft sind klar beschrieben. Nicht so klar ist die Art, wie die Hülfe bewirkt wurde. Hier hat die Phantasie ein weites Feld.

Wir wollen indeß die Einzelheiten der Erklärung unserer Tradition fallen lassen, um noch einen Blick auf andere ähnliche Traditionen der alten Völker unserer Erde zu werfen. Die obige Erzählung kann fast in allen Punkten und mit dem glücklichsten Erfolg jenen Mythen gegenübergestellt werden, die in einer gleich allegorischen Form die ersten Ereignisse der griechischen und römischen Geschichte erzählten. Die Allegorie vom goldenen Blies ist nicht weniger schrecklich, als unzählige indianische Expeditionen, die verdeckt liegen unter ihrem allegorischen Gewande und nur deshalb nicht klassisch geworden sind, weil die Indianer nie sich bis zu civilisirten Nationen aufgeschwungen haben. Das Licht der Bildung erglänzte unseren Vorfahren, sobald sie in ihr Jünglingsalter traten, ein Vorzug, den die Indianer nicht genossen haben. Nationen entstanden und verschwanden und wurden vergessen, weil keine Urkunden ihre Namen und Thaten aufbewahrten.

Es ist neuerdings davon die Rede gewesen, daß die übrigen Staaten Nord-Amerika's dem New-Yorkstaate folgen und einen allgemeinen Census anordnen werden bei allen denjenigen Indianern, die dem Schuß und der Sorge der verschiedenen Regierung sich anvertraut haben. Möge dies in vielfacher Rücksicht dankenswerthe Unternehmen bald ausgeführt und mit dem besten Erfolge gekrönt werden, dann wird unser Berichterstatter für die Mühe, welche er sich gegeben hat, hierin mit gutem Beispiel voranzugehen, den besten Lohn empfangen.

Frankreich.

Der Einfluß der kleinen Staaten und der kleinen Städte auf das Theater in Deutschland.

(Nach Et. René Taillandier.)

Wenn Thomas Carlyle und St. René Taillandier, die unsere Literatur kennen und anerkennen, ihre Stimme über sie erheben, so verlohnt es wohl der Mühe, hinzuhören und, was sie uns im Guten oder Bösen zu sagen haben, wenigstens sorgsam zu prüfen. Fremde Augen sehen oftmals schärfer als die eigenen, heißt es mit Recht, und so darf auch von Kritikern diese Bewährung vorausgesetzt werden, nicht zwar, daß sie ohne alle nationale Befangenheit urtheilen, wohl aber, daß sie ihr Object mit anders geschliffenem Glase betrachten und von neuen Seiten beleuchten.

Taillandier hat, wie bereits im „Magazin“ erwähnt wurde, in der Revue des deux Mondes das deutsche Theater der Gegenwart besprochen. Zweck der Besprechung war hauptsächlich, Gutzkow's dramatische Wirksamkeit zu beleuchten, worüber und woraus auch bereits Einiges in Nr. 132 d. Bl. (1847) mitgetheilt wurde. Von Lessing ausgehend, weist er zuvörderst nach, daß wir, weil wir, seiner Meinung nach, keine „Nation“ sind, weder in früherer Zeit ein Theater haben konnten, noch auch jetzt, wo ein einiges Deutschland mehr in Aussicht steht, mehr als erfreuliche Anfänge haben können. „Eine Poesie“, sagt er, „welche der kräftige Ausdruck des Vaterlandsgefühls ist, die sich an ein versammeltes Volk richtet und unter dem befruchtenden Hauche der Massen reift, muß in kleinen Mittelpunkten, dergleichen die Provinzial-Residenzen sind, verkümmern. Sie kann sich hier der verderblichen Einflüsse nicht erwehren, wird bald dem Spießbürgerthume (idées bourgeoises), bald literarischen Gegenwirkungen zur Beute fallen, die sich nichts um die Erfordernisse der Wirklichkeit, nichts um die Bedingnisse der Bühnen kümmern. In keinem Lande zählt das halbgebildete Publikum mehr Köpfe als in Deutschland. Diese Mittelklasse, diese Bürgerschaft der kleinen Residenzen hat jederzeit verderblich auf die dramatische Literatur eingewirkt. Für sie haben Schriftsteller ohne Künstlerinn die deutschen Bühnen mit gemeinen Produkten überschwemmt und den Geschmack an sentimentalen Albernheiten verbreitet. Diesem Publikum zu Gefallen verwandelt sich die Muse in eine ehrbare Hauszuchtlerin, die innerhalb der engen Begränzung des häuslichen Herdes stehen bleibt, ohne ihre Gedanken über die wirkliche Welt zu erheben. Solche Erniedrigung der Kunst reizt die wahren Dichter zu Unwillen und Widerspruch; da jedoch ein Extrem stets das entgegengesetzte hervorruft, so verfallen andere auf den phantastischen Abweg, die sichtbare Welt völlig zu verschmähen und sich in das mythische Land der Hirngespinnste zu flüchten.“

Man wird in dem Gesagten nicht eben Neues entdecken, jedoch zugeben, daß der Kritikus die schwachen Seiten wohl getroffen hat. Andererseits trägt auch das Theater da freilich ohne seine Schuld, wo es das Heranbilden des Publikums ernstlich nimmt, zur Verschärfung des letzteren bei. In einer kleinen Residenz ist, in Ermangelung höherer Interessen, das Theater ein Centrum, um welches sich die gesellige Redseligkeit der Bier- und noch mehr der Thee- und Kaffeezirkel bewegt. Je flacher Einer oder Eine ist, desto urtheilsfähiger meinen sie in Dingen zu seyn, die sie mit eigenen Augen angesehen. Wo man behaglich in dem Elemente sozialer Zerfloffenheit hinschwimmt, ohne sich zum unbequemen Denken anstrengen zu wollen, wie es in Folge zweideutiger, aus dem Aelterthume mitgebrachter Bildung und aus Mangel an männlicher Kontrolle bei dem weiblichen Geschlecht im Mittel- und sogar den höheren Ständen der wirkliche Fall ist: da fällt Alles, worüber sich zu Rathe und Gericht sitzen läßt, unter die Schere der leichtesten Kritik. So auch die dramatische Kunst, über welche mit Sachkenntnis zu urtheilen nicht Vielen, mit Geist noch Wenigeren gegeben ist, mit ihren Stoffen und Leistungen, gerade wie die geistvollsten musikalischen Compositionen sich in der Phantasie eines gewissen Publikums bereitwillig zu Stücklein in Zwei- und Dreivierteltakt auflösen. Daß schale Unterhaltung ohne Inhalt und Ziel den geistigen Bogen, der gespannt seyn will, in steter Abspannung erhält, den etwaigen Bildungsgrad immer tiefer herabzieht, bedarf kaum des Beweises. Wie Unkraut schießen die geläufigen Worte empor, aber Saft und Kern ist nicht darin. Kehren wir zu Taillandier zurück.

Das oben von ihm Mitgetheilte ist der Text, den er weiterhin geschichtlich kommentirt. Es werden zum Belege Kogebue, der „Heros der Trivialität“, und Iffland durchgenommen, des Ersteren in allgemeinen Mißkredit gefallene Popularität auch den dramatischen Helden des heutigen Frankreichs zum Warnungs-Exempel vorgehalten. Es folgt die Charakteristik der romantischen Schule. Diese war es eben, die sich in das Land der Chimäre hineinlebte und das Mittelalter zu verjüngen trachtete. Schiller und Göthe, die Einzigen, welche den hohen Beruf erkannten, ihr Volk zu den Altären der Musen zu führen, wurden von ihr mit Ungunst und Mißtrauen betrachtet, ihr Verdienst bestritten oder ignoriert. Man weiß, wie befangen, bei allem sonstigen Talente, Tiefsinn und Kavalier's Urtheilten. Die Romantiker waren für das gedeihliche Fortschreiten der Dramatik nicht weniger hemmend, als Kogebue es gewesen war. Ihrem verwirrenden Einfluß verdankten die mythischen oder fatalistischen Theaterstücke Werner's, Müller's, Houwald's, Grillparzer's ihr Entstehen. Nach 1813 regte sich das öffentliche Bewußtseyn auch auf dem dramatischen Gebiete. Ludwig Börne, als Kritiker ein zweiter Lessing, trat in die Schranken, mit demselben Feuer und noch kühnerem Freimuth, denselben Grundsätzen und noch entschiedener überzeugt, daß die Ehre des Theaters ein kräftiges Volk

und Volksleben voraussetze. In diesem Geiste bestrebte sich ein Dichter von Beruf, Zimmermann, die Bühne wiederherzustellen. Wenn weder er, noch Grabbe dem vorschwebenden Ideale Genüge thaten, so waren doch ihre Leistungen ein bedeutungsvolles Vorzeichen für die endliche Lösung eines großen Problems. Das heutige Deutschland datirt unserem französischen Kritiker seit 1830. Der Einfluß der letzten 15 Jahre offenbarte sich zuerst im Roman, dann in der Lyrik, zuletzt auch auf der Bühne. Neben literarischen Fabrikanten, welche Raumer's und Ranke's historische Arbeiten bühnengerecht machten, wie Raupach, bildete sich eine Schule junger talentvoller Köpfe, die dem Theater ihre Kraft als Kritiker oder Dichter widmeten. Die Lage war wie bei Göthe's und Schiller's Auftreten. — So gelangt Taillandier zu Gutzkow, auf dessen und seiner Dramen Charakteristik wir nicht noch einmal zurückkommen wollen, da das Wesentlichste daraus in diesen Blättern bereits mitgetheilt worden.

E. K.

Mannigfaltiges.

— Der Volkswohlstand im preussischen Staate. Das treffliche historisch-statistische Werk, welches unser gelehrter Mitbürger, Herr Geh. Ober-Regierungsrath, Professor Dieterici, unter diesem Titel im vorigen Jahre herausgegeben, liegt uns bereits in einer französischen Uebersetzung vor, und zwar aus der Feder des jüngeren A. Moreau de Jonnés, der dem Buche einen für französische Leser zum vollen Verständnisse desselben gewiß sehr zweckmäßigen Rückblick auf die ältere Geschichte Preußens seit dem großen Kurfürsten vorangeschickt und demnachst auch noch einige statistische Beilagen, wie z. B. das dem Vereinigten Landtage im J. 1847 vorgelegte Budget, eine Uebersicht des landwirtschaftlichen Kredit-systems in Preußen etc., hinzugefügt hat. *) Das Dietericische Werk stellt bekanntlich statistische Vergleichen zwischen dem Volkswohlstande früherer Zeiten und dem der Gegenwart an, wobei drei Epochen, und zwar erstens die bis zum Jahre 1806, zweitens die von 1807—1832 und drittens endlich die von 1832, als dem Uebergange zum größeren deutschen Zollverein, bis zum Schlusse des Jahres 1845, zum Grunde gelegt werden. Das Ganze wird durch eine Erzählung zusammengehalten, in welcher der Gang der preussischen Gesetzgebung dargelegt wird, so daß der Leser leicht selbst zu beurtheilen vermag, welches die Verwaltungsmassregeln waren, die auf den Volkswohlstand günstig oder ungünstig eingewirkt, während gleichzeitig nachgewiesen wird, daß dieser Wohlstand seit dem Jahre 1806 auf eine ganz außerordentliche, aber auch noch in der neueren Zeit in ansehnlicher Weise gestiegen ist. Am einfachsten wird der Fortschritt aus der Angabe ersichtlich, daß, während im J. 1803 jeder einzelne Mensch in Preußen durchschnittlich 15 Thaler verzehrt und verbraucht hat, seine Consumption und mithin auch sein Erwerb im J. 1831 auf 25 Thlr. und im J. 1843 auf 30 Thlr. durchschnittlich gestiegen war. Diese Resultate sind es denn auch, die dem französischen Statistiker so unwiderleglich erscheinen, daß er an dieselben noch viel entschiedenere Folgerungen für die preussische Verwaltung knüpft, als der deutsche Verfasser, der meistens die Zahlen für sich selbst sprechen läßt. Herr Moreau de Jonnés ist jedoch keinesweges, wie ihm ein Pariser Korrespondenz-Artikel in der Augsb. Allg. Zeitung vorgeworfen, blind für die Mängel in Preußen, man braucht nur seine gutgeschriebene Einleitung zu lesen, um sich zu überzeugen, daß er über die Vorzüge Preußens, die er seinem Vaterlande als nachseiferungswerth darstellt, durchaus nicht vergißt, was Frankreich dagegen vor dem Ersteren voraushat. Besonders ist es die Gesetzgebung Preußens von 1807—1822, die seine Bewunderung erregt. Indem er das „feudale“ Preußen mit dem Preußen der Gegenwart vergleicht, sagt er: „Um diese Veränderung zu bewirken, hat es zuerst einer Bewegung bedurft, die den Nationalstimm des Landes wach rief, dann aber einer unerhörten Aufeinanderfolge hochstehender, von gleichem Geiste beseelter Männer, wie die Stein, Hardenberg, Dohna, Humboldt, Bülow, Bernstorff, die glorreichen Urheber von Preußens Revolution durch Gesetze, unter Mitwirkung tüchtiger Publizisten und ministerhafter Verwaltungsbeamten, welche Kühnheit mit Vorsicht, Macht mit Vaterlandsliebe verbanden. Zugleich bedurfte es aber auch eines einsichtigen und rechtschaffenen Königs, der sein Volk, und eines gelehrigen, intelligenten Volkes, das seinen König liebte. Ein solches Zusammenreffen von Umständen ist in der That bewundernswürdig, und je mehr man das Werk der inneren Organisation prüft, das daraus hervorgegangen, um so mehr wird man von Bewunderung und von einem um so festeren Vertrauen zu der menschlichen Bestimmung ergriffen.“ — Die oben erwähnte Pariser Korrespondenz in der Allg. Zeitung hat das Buch des Herrn Moreau de Jonnés auch beschuldigt, daß es auf das übrige Deutschland und auf das, was Preußen eigentlich seiner Stellung in und zu Deutschland verdanke, gar keine Rücksicht nehme, allein diese Beschuldigung ist ebenfalls ungerecht, denn der französische Bearbeiter hat treu wiedergegeben, was Dieterici in seinem lehrreichen Werke von den Segnungen sagt, deren sich Preußen seit seiner innigeren Verbindung mit dem zollvereinten Deutschland erfreut; wie denn auch andererseits der von Herrn Moreau de Jonnés so sehr hervorgehobene Geist der Wissenschaft in Preußen gar nicht anders zu denken ist, als in seinem Wechselverhältniß zu dem gesammten übrigen Deutschland, Oesterreich allein etwa ausgenommen.

*) La Prusse, son progrès politique et social. Par A. Moreau de Jonnés fils. Suivi d'un exposé économique et statistique des réformes opérées depuis 1806 jusqu'à l'époque actuelle. Traduit de l'allemand de M. Dieterici. (Mit dem Motto: „Vorwärts! Fréd.-Guillaume IV.“) Paris, Guillaumin, 1848.